



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Massow, W. von: Nach dem Fall von Skutari

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Nach dem Fall von Skutari

Von W. von Massow in Berlin



Die orientalische Frage ist von jeher von den Diplomaten gefürchtet worden, nicht so sehr wegen der eigentümlichen Schwierigkeiten, die sie in sich barg, als wegen der stets erneuten Erfahrung, daß auf diesem Gebiet meist gerade das Unwahrscheinliche Ereignis wird. Gerade als sich der Glaube zu befestigen anfing,

daß man nun endlich in den für den Friedensschluß unternommenen Arbeiten über den toten Punkt hinwegkommen werde, hat das kleine „widerspenstige“ Montenegro — wie es Staatssekretär von Jagow neulich nannte — die Welt um eine Erfahrung bereichert, die vielleicht sogar den alten Ben Ali, wenn er es hätte erleben können, einen Augenblick in seiner bewährten Weisheit stutzig gemacht hätte. Die Tagespresse hätte nicht das sein müssen, was sie doch sein soll — der Spiegel der öffentlichen Meinung —, wenn sie nicht bei der Nachricht von der Kapitulation von Skutari eine starke Aufregung befundet hätte.

Ein unbefangener Zeitungsleser wird vielleicht in den Stimmen, die unmittelbar nach dem Fall von Skutari laut wurden, vorwiegend den Ausdruck der Überraschung erkannt haben. War es in der Tat eine Überraschung? In gewissem Sinne allerdings! In der Diplomatie übermog vor dem Ereignis anscheinend der Eindruck, daß die Hartnäckigkeit des Königs Nikita — abgesehen davon, daß sie wohl auch als Bluff wirken sollte — ihren Hauptgrund in der Hoffnung auf die Nachgiebigkeit der russischen Politik hatte. Die Diplomatie glaubte, daß ein ernstes Wort Rußlands seine Wirkung nicht verfehlen und den König Nikita veranlassen werde, Skutari, auch wenn er es genommen haben sollte, zu räumen. Diese Erwartung ist freilich getäuscht worden, gründlicher — auch das muß gesagt werden —, als es selbst die stärksten Skeptiker vorausgesehen hatten. Montenegro ist Rußland mit derselben Respektlosigkeit gegenübergetreten, wie den übrigen Großmächten, ja es hat, wenn man das historische Verhältnis des kleinsten Slawenstaates zum größten in Betracht zieht, darin sogar noch ein übriges getan, — etwa wie der unartige Junge, der von Fremden über den Zaun hinüber zur Ordnung gerufen wird, sich gar nicht

darum kümmert, jedoch dem Herrn Lehrer gegenüber, der ihn beim Ohr kriegt, noch mit dem Fuße aufstampft. In der Antwort, die Montenegro auf die unerwartet scharfe Note Rußlands gab, lag eine Stimmung, die für ein geschärftes Ohr einen bedenklichen Anklang verriet an eine bekannte Szene aus Götz von Berlichingen. Vor Ewro Kaiserliche Majestät hab ich, wie immer, schuldigen Respekt, aber — — —

Das hatte man in den Kreisen der europäischen Diplomatie doch nicht ganz erwartet, und in sofern kann man wohl, wie gesagt, von Überraschung sprechen. Wenn man aber darunter verstehen will, daß diese Möglichkeit bei den gemeinsamen Verhandlungen der Großmächte nicht in Betracht gezogen wurde, so ist das durchaus irrig. Die Großmächte haben, ehe die Blockade gegen Montenegro beschlossen wurde, auch den Fall erörtert, daß das kleine Königreich es bis zum äußersten kommen lassen und Skutari, nachdem es die Festung allen Vorstellungen zum Trotz in seinen Besitz gebracht habe, nicht wieder räumen wolle. Auch für diesen Fall hat Rußland sein Zusammenwirken mit den Großmächten ausdrücklich zugesagt.

Mißtrauische Leute — und ein solches Mißtrauen ist ja in derartigen Fragen sehr gerechtfertigt — werden sich trotzdem nicht ohne weiteres überzeugen lassen, daß darin ein beruhigendes Moment liegt. In der hohen Politik heißt es sehr oft — mit einer etwas anderen Nußanwendung, als dem ursprünglichen Sinn des bekannten Schillerworts entspricht —:

Ein andres Antlitz, eh' sie gesehn,  
Ein andres zeigt die vollbrachte Tat.

Was als Möglichkeit die Einigkeit nicht zu stören brauchte, kann sie als Tatsache sprengen. In dem vorliegenden Falle könnte als Begründung des Mißtrauens die Vermutung angeführt werden, daß Montenegro doch wohl überzeugt sein müsse, Rußland werde es am letzten Ende doch nicht ganz im Stich lassen, weil die starke panslawistische Strömung in Rußland sich stärker erweisen werde als die jetzige Regierung des Zaren. Und man sieht sich in dieser Vermutung bestärkt, weil man sich das Verhalten Montenegros sonst nicht recht erklären kann.

In Wahrheit liegt eine solche Erklärung näher, als den meisten Beurteilern in den Sinn zu kommen scheint, — vielleicht weil die meisten Menschen sich angewöhnt haben, in politischen Dingen mehr das Komplizierte zu suchen als das Einfache, und auch weil dabei gewisse schematische Vorstellungen mitwirken. Es ist natürlich richtig, daß völkerrechtliche Rücksichten es notwendig machen, Montenegro als europäischen Staat nicht anders zu behandeln wie andere Länder, die völkerrechtlich in derselben Reihe stehen. Und da Montenegro die Formen eines modernen Staates hat, mit den Spitzen seiner Gesellschaft in unsere Zivilisation hineinragt und durch Glauben und Sitten seiner Bevölkerung jedenfalls der Barbarei entwachsen ist, so eilt die Vorstellung des Mitteleuropäers leicht über die Kluft hinweg, die zwischen der Kultur dieses Volkes und der unserigen gleichwohl noch immer besteht. Man vergißt über

dem Bilde eines Staates mit Königtum, Parlament und Ministerium leicht die Wirklichkeit der sehr primitiven Zustände, die sich unter dem modernen Firnis verbergen. Dieses Volk hat in seiner rauhen, kargen, von größerem Verkehr fast abgeschlossenen Heimat Jahrhunderte hindurch seine Freiheit gegen eine glaubensfremde Übermacht verteidigen müssen; ist es zu verwundern, daß es ihm vollständig unverständlich bleibt, wie eine Anzahl von fremden Mächten ihm verbieten wollen, etwas zu nehmen, worauf es nach vielen Opfern an Gut und Blut ein Recht zu haben glaubt? Dieses ganze Getriebe diplomatischer Rücksichten und Abmachungen liegt doch selbstverständlich ganz fernab von dem, was den Gedankenkreis des montenegrinischen Bauern erfüllt. Das Wirtschaftsleben entfaltet sich erst ganz allmählich zu größerer Vielseitigkeit; noch sind die Zustände nicht überwunden, in denen sich der Bauer weniger als Landwirt wie als Held und Krieger fühlte, der die eigentliche Arbeit den Frauen überläßt. Je geringer aber die Arbeitsamkeit war und je weniger sie der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes diente, desto mehr gedieh der selbstbewußte Kriegerstolz, der auch der Fürstenwürde nur eine bedingte und persönliche Autorität zumies. Der König ist daher mehr als anderswo an die Rücksichten gebunden, die ihm weniger durch die fortgeschrittenen Kreise seines Volkes als durch die volkstümlichen Anschauungen sehr ursprünglicher Art auferlegt werden. Er weiß, daß seine Stellung nur soweit gesichert und anerkannt ist, als er diese besondere nationale Denkweise respektiert, die von alledem, was die Gewöhnung an entwickeltere internationale Beziehungen den anderen europäischen Völkern geläufig macht, nichts weiß und nichts wissen will.

So steht also der Herr der Schwarzen Berge zwischen zwei Feuern, und wenn er sich am Ende seiner Ermägungen entschlossen hat, lieber den Zorn von ganz Europa als den seines Volkes auf sich zu nehmen, so muß man weiter daran denken, daß auch der anscheinende Heroismus, der in dieser Entscheidung liegt, bei näherer Betrachtung sich in ein verhältnismäßig nüchternes Rechenexempel auflöst. Nicht im Sinne einer Parallele oder eines wirklichen Vergleiches — denn das würde eine schiefe Beurteilung und Übertreibung sein —, wohl aber, um die allgemeine Auffassung der Lage in die richtige Bahn zu lenken, mag daran erinnert sein, daß der Entschluß, sich pfänden zu lassen, für den sehr erleichtert wird, der in der Lage ist, den Offenbarungseid zu leisten. Es liegt eine bemerkenswerte Stärke darin, daß man nicht allzuviel zu verlieren hat. Kein anderer europäischer Staat könnte sich das leisten, was Montenegro allenfalls wagen kann. Das Volk denkt noch kraftvoll und ursprünglich genug, um das, was die verzärtelten Kinder höherer Zivilisationsstufen am schwersten empfinden würden, nämlich die Blutopfer im engeren Sinne, verhältnismäßig leicht und freudig zu tragen. Im übrigen aber weiß der König, daß man seinem Lande nicht allzuviel Schaden antun kann und wird. Es liegt im eigenen Interesse der Nachbarn Montenegros, daß man diesem zum größten Teil armen und rauhen Lande nicht zu viel zumutet, es

nicht der Hilfsquellen beraubt, deren Entwicklung allein es zu einem erträglichen Nachbarn machen kann. Also auch eine Exekution von Europa, die dem trotzköpfigen Kleinstaat Skutari mit Gewalt entwindet, wird immer mit möglichster Glimpflichkeit verfahren müssen. Es ist nicht zu leugnen, daß man einem in der Kultur weiter fortgeschrittenen Staat ob solcher Anschauungen wohl mit vollem Recht den Vorwurf einer gehörigen Frivolität machen würde. Aber der Psychologe wird zugeben, daß Gedankengänge, die im Rahmen eines komplizierten Systems von Begriffen wohl frivol erscheinen können, bei einer im ganzen urwüchsigeren und einfacheren Denkweise einen ganz anderen Charakter annehmen, weil sie dieser Entwicklungsstufe natürlich sind. Es geht hier ähnlich wie mit der natürlichen Verbtheit des einfachen Menschen, die in gleicher Gestalt bei einem verfeinerten Kulturmenschen Unstittlichkeit bedeuten würde.

Die Haltung Montenegros erklärt sich also zur Genüge aus sich selbst, ohne daß man nötig hat, an geheime panslawistische Rückenstärkung zu glauben, die vielleicht nicht ausgeschlossen ist, aber praktisch nicht so sehr ins Gewicht fällt, wie das gemeinhin geglaubt wird. Rußland hat sich offiziell so sehr festgelegt, daß es auch inoffiziellen Gegenströmungen vorläufig die Hände gebunden hat. Diese Bindung ist so stark, daß Kenner der russischen Politik, die sehr wenig zu sanguinischen Urteilen geneigt sind und den Fanatismus und die Unermüdlichkeit der panslawistischen Wühlarbeit keineswegs unterschätzen, doch der Ansicht sind, auch ein etwaiger Sturz Sasonows könne augenblicklich nur die Bedeutung einer an ihm persönlich wegen seiner Politik geübten Rache haben; denn auch ein panslawistischer Nachfolger Sasonows werde den Seinen erklären müssen, daß Rußland ohne schwere Einbuße an seinem Prestige und seinen Interessen aus der eingeschlagenen Bahn des Zusammengehens mit den Großmächten vorläufig nicht hinauskomme.

Der öffentlichen Begründung, die Sasonow am 10. April in seinem bekannten Exposé der russischen Balkanpolitik gegeben hat, kann die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß sie in besonders geschickter und überzeugender Weise den Anschluß Rußlands an den Standpunkt der Großmächte nicht aus allgemeinen Erwägungen über die europäische Politik, über Krieg und Frieden und ähnliches begründet, sondern aus dem wohlverstandenen russischen Interesse selbst. Dieser Nachweis, so wie er tatsächlich geführt wird, gibt dem russischen Staatsmann die sichere Stellung, von der aus der überraschend scharfe Tadel des montenegrinischen Verhaltens überhaupt erst möglich wird, weiter aber auch die Berechtigung, für seine Politik ein Vertrauen von den anderen Großmächten zu fordern, wie er es sonst bei den obwaltenden Schwierigkeiten der Lage wohl nicht in dem Maße erlangt hätte. Die Täuschung dieses Vertrauens würde Rußland — von allem Gefühlsmäßigen und Moralischen selbstverständlich abgesehen! — den Vorwurf einer ganz zweckwidrigen, seinen eigenen Interessen abträglichen Politik eintragen. Niemand — auch nicht die Verbündeten Rußlands — würde verstehen, warum die russische Regierung die Notwendigkeit,

gerade im russischen Interesse unter Umständen auch den glaubens- und stammverwandten Balkanstaaten entgegenzutreten, mit so großer Geschicklichkeit und Entschiedenheit nachgewiesen hat, wenn sie bei der ersten offenen Unbotmäßigkeit eines solchen Staats sogleich wieder aus der Rolle fallen wollte. Der Grund könnte doch nur sein, daß sie nachträglich doch noch den gefürchteten Weltbrand entzünden wollte. Dann würde sie aber erst recht den berechtigten Vorwurf nicht nur der Panlawisten, sondern aller russischen Patrioten verdienen, daß sie günstigere Augenblicke als den jetzigen habe vorübergehen lassen.

Auch noch anderes spricht gegen die Wahrscheinlichkeit, daß der montenegrinische Troß allein die Vereinigung der Großmächte sprengen könnte. Da müßte noch mancherlei dazwischen kommen, was sich jeder Berechnung und Voraussicht entzieht. Eine starke Garantie liegt in der Haltung Englands. Wenn Sir Edward Grey während der ganzen Balkankrise eine Politik verfolgt hat, die — man soll sich nur nicht darüber täuschen — keineswegs von der ungeteilten Zustimmung der Faktoren, mit denen er rechnen muß, getragen wird, so muß er seine besonderen Gründe dafür haben. Engere Beziehungen zu Rußland und Frankreich sind für die englische Weltpolitik sehr bequem. Die Triple-Entente konnte aber lange Jahre nur als Gegengewicht oder — wenn man will — Gegensatz gegen den Dreibund gehalten werden. Dieses Schema der europäischen Gruppierung bewährte sich, solange die einzige Frage nicht in den Vordergrund trat, bei der der natürliche Verlauf der Dinge immer dahin führen muß, daß die Interessen Englands und Rußlands kollidieren, wenn nicht rechtzeitig für eine künstliche Hemmung und Ableitung gesorgt wird. Diese Frage ist die Balkanfrage. Der englischen Diplomatie ist es nicht gelungen, die Balkankrise zu verhüten. Es blieben ihr nur zwei Wege, um das Interesse Englands dabei zu wahren. Der eine Weg war eine Politik, die in ihrem Verlauf die Triple-Entente sprengen mußte. Der andere Weg bestand darin, daß England in dieser Situation den bis dahin festgehaltenen Gegensatz zwischen Triple-Entente und Dreibund entschlossen fallen ließ und versuchte, die beiden Gruppen zu einer Einheit ad hoc zusammenzubringen. Daß England diesen zweiten Weg vorziehen mußte, liegt auf der Hand. Aber es liegt auch weiter in der Natur der Sache, daß es auf diesem Wege solange bleiben muß, bis für die Zustände auf der Balkanhalbinsel eine einigermaßen befriedigende Form gefunden worden ist. Sir Edward Grey hat sehr fest und sehr schnell die Konsequenzen aus diesen Erwägungen gezogen und dem befreundeten Frankreich mit sanfter Bestimmtheit die Zügel aus der Hand genommen, als dieses sich anschickte, eine Orientpolitik der Triple-Entente contra Dreibund unter freundlicher Mitwirkung der panlawistischen Presse Rußlands in die Wege zu leiten. Dem geeigneten Vermittler in der Person des Herrn Iswolski hatte man ja in Paris zur Hand.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Deutschland griff die Aktion Greys in richtiger Erkenntnis der weiteren günstigen Folgen verständnisvoll auf; es

war noch die letzte Tat Kiderlens. Das sich nun anbahnende, vertrauensvollere Verhältnis zwischen Deutschland und England diene nun auch der Politik Esafonows zur Stütze, und auch Frankreich hat sich dieser Politik anbequemt. Ebenso bedeutet aber diese ganze Konstellation in Verbindung mit der bundes-treuen Haltung Deutschlands eine starke Rückenbedeckung für Österreich-Ungarn, das auf diese Weise in den Stand gesetzt wird, seine Interessen auf friedlichem Wege zu wahren. Und endlich hat auch die Haltung Italiens, das ja natürlich das allergeringste Interesse daran hatte, die Einigkeit der Großmächte irgendwie zu stören, sehr wesentlich dazu beigetragen, die österreichische Politik von dem Odium zu entlasten, als ob sie den legitimen Interessen der Balkanstaaten allein feindselig gegenüberstehe.

Wenn man von Frankreich absieht, das es wohl lieber gesehen hätte, wenn es den Balkanstaaten stärkere Sympathiebeweise mit entsprechender Spitze gegen Österreich und noch besser gegen Deutschland hätte geben können, so wird man sagen müssen, daß alle Großmächte aus der Politik des Zusammenhaltens so viele Vorteile gezogen haben, daß ein leichtfertiges Aufgeben dieses Nutzens nicht wahrscheinlich ist. England hat die Gründe seines Festhaltens an dieser Politik noch insofern unterstrichen, als es auf den Zusammenhang hingewiesen hat, der zwischen der Festsetzung der Nordgrenze von Albanien — also auch der Entscheidung über Skutari — und der von den andern Balkanstaaten angenommenen Vermittlung der Großmächte besteht. Damit wird sehr entschieden ausgesprochen, daß es auch im Interesse der andern Balkanstaaten liegt, wenn Montenegro zur Respektierung des Willens der Großmächte gezwungen wird. Frankreich ist jetzt so sehr der Gefolgsmann Rußlands, daß eine Störung der Mächtepolitik von ihm allein nicht zu befürchten ist. Der Dreibund hat also eine günstige Stellung. Aus unserem günstigen Verhältnis zu England, das sich hoffentlich auch ferner freundlich gestaltet, darf man freilich nicht zu weitgehende Folgerungen ziehen. Sir Edward Grey wird in mancher Beziehung noch einen schweren Stand haben, und es würde ihm seine jetzige Politik noch mehr erschwert werden, wenn sich die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ungünstig gestalten sollten. Das moderne England ist sehr empfindlich gegen jeden, auch nur leise geargwohnten Versuch, es Frankreich gegenüber in Verlegenheit zu bringen. Die deutsche Politik hat aber Frankreich gegenüber eine so ruhige und besonnene Haltung beobachtet, daß von hier aus eine Störung wohl nicht zu befürchten ist. So kennzeichnet sich die Lage zwar als eine solche, die noch immer von Spannungen erfüllt ist, die aber die Hoffnung, ohne schwere Erschütterungen doch noch zu einer Entspannung von einiger Dauer zu gelangen, nicht verringert hat.

